

Niklaus Manuels Totentanz [Schluss]

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 31

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Aus Niklaus Manuels Totentanz: Dr. Valerius Anshelm, Schulmeister 1505—09, Stadtarzt 1509—25, Verfasser der berühmten Stadtchronik, gest. 1546.
(Aus v. Rodts Bern im XVI. Jahrhundert.)

über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfschüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die diese allerdings vor der Ruhebank hatte liegen lassen, legte sie fein beiseite; dann goß sie aus einem Krüge Wasser in einen kleinen Blechkessel und zündete die Spritmaschine an. „Das Kind wird heute auch wohl eine Tasse nehmen,“ sagte sie, indem sie eins der braunen Rännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedüchens in den daraufgesetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Wasservogel ausgebrütet hat. Ein paar mal hatte sie schon den Kopf zur Tür hinausgestreckt; jetzt ließ sie vollends an den Strand hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überschwemmt, so daß das schaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande schien. Weithin dehnte sich die grüne, wogende Wasserfläche; das jenseitige Vorland war so weit überflutet, daß ihre Augen nur noch undeutlich dort den grünen Ufersaum erkennen konnten. — „Frölen!“ rief sie; „Frölen!“

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätschern scholl jetzt aus dem Floß

herauf. Und zufrieden nickend, trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

(Fortsetzung folgt.)

Niklaus Manuels Totentanz.

(Schluß)

Interessant ist die Geschichte des Manuel'schen Totentanzes. Möglicherweise empfing der Künstler die Anregung zu seinem Werke von einem älteren, schon bestehenden Totentanz. Die Datierung der Arbeit bereitete Schwierigkeiten. Flurn setzt die Entstehung fest zwischen 1517—19. Schon nach 30 Jahren war das Werk in restaurationsbedürftigem Zustande. Diese erste Restauration besorgten die Maler Jakob Kallenberg und Hans Dachelhofer. Zu gleicher Zeit mögen die Sprüche in der uns überlieferten Form entstanden sein, die den Bildern als eine Art Kommentar beigelegt waren. Als ihr Autor gilt Meister Urban Wyß, ein ehemaliger Geistlicher, dann Predikant und Sprach- und Schreiblehrer und Schriftkünstler in Bern. Schlimme Erlebnisse machten ihn zum Feinde der Geistlichkeit. Als Beispiel für die derbe Art seiner Satire sehen wir die beiden Sprüche hin, die unter dem Bilde des Abtes standen:

Der Tod spricht zum Apt:

Herr Apt, Ir sind gar groß und feñß,
Springend mit mir an diesen Krenß!
Wie schwynkend Ir so kalten Schwenß!
Pfuch, pfuch, Ir lond ein großen Schenß!

Der Apt gibt die Antwort:

Die Schlüdli hannd mir so wohl gethan,
Groß Gut han ich in Henden ghan,
Zu myns Lybs Wollust han ichs gwendt,
Min Lyb wirt jeh von Würmen gshendt.

Nach der Säkularisierung des Klosters angebracht, bildeten solche Verse keinen Widerspruch zum Ort, wo die Bilder standen. Diese selbst wurden als Satire gegen die Geistlichkeit gedeutet; wie Flurn meint, mit Unrecht. Denn die freie und respektlose Behandlung alles dessen, was geistlich ist, lag im Sinne der Renaissancekunst, die der Ausdruck des damaligen frivolen Zeitgeistes ist. Eine direkte Verhöhnung der Geistlichkeit lag nicht in der Absicht des Urheber der Bilder. Die Aebte sind durch Verzeihung eines Restaurators zur schwangeren Frau gemacht worden. Erst später, wie die Reformationsbewegung in Fluß gekommen, war Manuel der grimmige Häßer der Klerisei, als den ihn uns seine Fahndachtspiele zeigen.

Eine zweite Renovierung der Bilder geschah im Jahre 1584 bei Anlaß eines freundeidgenössischen Besuches aus Zürich. Im Jahre 1660 wurde die Kirchhofmauer „um Erweiterung der Gassen willen völlig weggetan“; mit ihr ging auch der Totentanz verloren.

Glücklicherweise hatte ihn einige Jahre vorher der fleißige Maler Albrecht Rauw, dem wir unter anderem auch eine prächtige Sammlung von Aufnahmen bernischer Schlösser verdanken, kopiert. Die Kopien sind im Historischen Museum aufbewahrt. Dort befindet sich auch eine durch Maler Wilhelm Stettler († 1708) ausgeführte Nachbildung der Rauw'schen Arbeit. Wir reproduzierten einige Partien der Originalkopie mit Bildstöcken aus v. Rodts „Bern im 16. Jahrhundert“ (Verlag: A. Francke). Die Klischees zu den Bildern auf Seiten 384, 385 und 397 stellte uns die Verwaltung des Stadttheaters in Zürich freundl. zur Verfügung.

Zum Schlusse geben wir noch einige wenige Daten zu Niklaus Manuels Leben. Sein ursprünglicher Name Niklaus Allemann deutet auf welsche Abstammung hin. In Bern tritt er urkundlich 1509 zuerst auf und zwar wurde ihm und seiner Braut Katharina Frisching damals der Ehebrief ausgestellt. Als Maler von Beruf tritt er uns 1513 in den Urkunden zuerst entgegen. Er wird nur mehr Niklaus Manuel oder Emanuel genannt. Sein Namenszeichen auf den Bildern ist N. M. D.; er hat sich selbst Niklaus Manuel Deutsch geschrieben. Da sein Handwerk ihn schlecht nährt, geht er in fremde Kriegsdienste, so auch 1522 als Feldschreiber des Berner Heerhaufens unter Albrecht vom Stein nach Mailand. Er machte die schimpfliche Niederlage der Schweizer bei Bicocca mit. Das Spottlied, das die siegreichen Landsknechte auf die Schweizer sangen, beantwortete er mit den grimmigen Versen „Boß Marter, Rüri Belti“.

Das Jahr 1523 brachte Manuel die Ernennung zum Landvogt von Erlach. Zu Ostern 1528 wurde er in den Kleinen Rat gewählt, im gleichen Jahre wurde er Mitglied des neu errichteten Chor- und Sittengerichts und etwas später Venner des Gerberviertels. Für die Kunst ging er nun ganz verloren, da der Staatsdienst ihn ganz in Anspruch nahm. Sein Todestag im April des Jahres 1530 kann nicht mit völliger Sicherheit festgelegt werden.

Im Berner Kunstmuseum hängt seine „Enthauptung Johannes des Täufers“, eines der wenigen Werke des Malers, das unserer Stadt erhalten blieb. Es wurde im 6. Jahrgang auf S. 447 dieses Blattes reproduziert. Das Kunstmuseum besitzt auch das Selbstbildnis Manuels, das aus seinen letzten Jahren stammt. Es zeigt den Künstler mit eingefallenen Wangen und tief eingepprägten Leidenszügen. Doch seine Augen sind hell und sanft und verraten ein weiches Gemüt. Die Inschrifttafel, die seit kurzem sein Wohnhaus an der Gerechtigkeitsgasse in Bern bezeichnet, nennt ihn in dankbarer Würdigung seines Wirkens „der Stolz, die Ehre Berns“.

H. B.



Aus Niklaus Manuels Totentanz nach der Kopie von A. Kauw: Der Tod holt die Jungfrau. Stifter: Michel Glafer, Münzmeister und später Löwenwirt zu Bern, 1513 im „Könizer Sturm“ als „Kronenfresser“ hingerichtet. (Wappen rechts oben.)

Die erzieherische Bedeutung der Berufslehre und vom Werte der Arbeit.*)

Von Otto Stöcker, Basel.

„Seit letzten Frühling bearbeitete ich mit viel Freude mein kleines Stück Pflanzland. Was mich dazu trieb, mir solches zu verschaffen, war die Sorge um die Familie, dann aber auch ein tiefes Bedürfnis nach ausgiebiger körperlicher Bewegung. Mit steigendem Unbehagen hatte ich im Laufe des Winters wahrgenommen, wie sehr die Einseitigkeit meiner Berufsarbeit mir zulegte, wie die Geschmeidigkeit des Körpers abzunehmen und einer vorzeitigen Brüchigkeit zu weichen schien. Reizvoll dünkte mich auch die Gelegenheit zur Eigenproduktion, und alles in allem ahnte ich ein Stück wertvoller Erfahrung zum Zwecke der Berufsberatung.“

Nachbarn ließen den Pflug durch das hartgetretene Wiesland führen. Ich wies den Gedanken von mir, ein Gleiches zu tun. Für Gartenzwecke hätte es nur halbe Arbeit gegeben. Was aber die Hauptsache war: Mir wäre die Gelegenheit zu ausgiebiger Betätigung geraubt worden. Der Anfang gestaltete sich bedrückend. Oh, das Kreuz!

*) Aus einem Referat von Otto Stöcker, Berufsberater in Basel, gehalten am 1. Instruktionkurs für Berufsberatung in Winterthur im Oktober 1917. Abgedruckt aus der Broschüre „Berufsberatung“, die eine große Zahl der an jenem Instruktionkurs gehaltenen Vorträge enthält und solchermaßen eine interessante, für Eltern und Volkserzieher wertvolle Lektüre darstellt. Kommissionsverlag von Wepf, Schwabe & Cie., Basel.

Diese rasche Müdigkeit! Das Abstecken des Rasens verursachte doppelte Mühe. Nur sehr langsam ließ ich die Arbeit vorangehen, mußte ich doch kein Geld dabei verdienen. So konnte ich es „gemütlich“ nehmen. Das Gemüt durfte dabei sein, und es fand Nahrung, reichlich. Die rasche Müdigkeit wich und machte einem wonnervollen Zusammenspiel der körperlichen und geistigen Kräfte Platz. Das Tierleben, das jeder Spatenstich aufdeckte, gab Anlaß zu Beobachtungen und zu Vergleichen mit dem Menschenleben. Was steigende Genugtuung verschaffte, war, daß in aller Ruhe reelle Arbeit geleistet werden durfte. Es kam aber auch die Einsicht, daß es einfach nicht anders ging, wollte ich mich nicht mit einer schlechten Ernte selbst bestrafen. Ich verdünnte die Erdbissen, stach noch tiefer und trug den Rasen, statt unterzupacken, zu einem Haufen. Die strahlend schöne Maiwitterung ließ es zu, daß jeden Abend die Arbeit fortgesetzt werden konnte, und jeder Abend endete mit einer wohligen Müdigkeit und einer rechten inneren Zufriedenheit über die geleistete Tagesarbeit. Man konnte deren Erfolg doch sehen, durfte mit gutem Grund hoffen, daß dank der guten Saat aus der tiefgelockerten Erde gewiß einmal ein erfreuendes Wachstum hervorbereiten werde.

Aber erst die sonnigen, taufrischen Morgen! Um 5 Uhr auf dem freien Felde zu spaten, bot einen Genuß von nie gekannter Schönheit. Man genoß Himmel und Erde und sich selbst in einer Stärke, wie vielleicht nur droben in den Bergen. Alle Energien des Körpers, des Denkens und des Gemüts schienen in Funktion. Die Arbeit war einem zum